

Mit missionarischem Eifer

Vorliegendes Bändchen enthält einige unzusammenhängende Kapitel der noch unfertigen Dissertation von Manfred Peters, was zu Konflikten mit manchen Promotionsordnungen führen könnte. Anstelle eines Einleitungskapitels, das eine historische Einordnung des methodischen Vorgehens hätte aufzeigen können, wird auf lediglich drei Seiten der Ausgangspunkt von Peters Argumentation dargestellt: die Debatte zwischen Johann Adolph Scheibe und Johann Abraham Birnbaum, bei der es zumindest partiell um die rhetorischen Fähigkeiten Bachs ging. Dass Birnbaum zwar unstreitig auf Vokalmusik abhebt, Peters aber ausschließlich Instrumentalmusik analysiert, gehört zu den grundsätzlichen Problemen. Ein Register ebenso wie eine Literaturliste, ggf. sogar ein Verzeichnis der behandelten Werke wären zweckdienlich gewesen.

Im Haupttext werden die Invention B-Dur BWV 785, die Fugen C-Dur BWV 846 und h-Moll BWV 869 aus dem ersten Teil des Wohltemperierten Klaviers sowie die E-Dur-Fuge

BWV 878 aus dem zweiten Teil eingehend beschrieben. In vielerlei Hinsicht erweist sich Peters dabei als sehr aufmerksamer Beobachter, der detailliert die Strukturen der Fugen offenlegt. Dabei stören jedoch die ständigen als Zusammenfassung getarnten, mitunter fast wörtlichen Wiederholungen der vorangegangenen Beschreibung. Diese Wiederholungen schulden sich allerdings dem offenkundig missionarischen Eifer des Autors, der trotz der nicht übersehbaren Probleme versucht, jede Fuge analog der von Johann Mattheson geforderten rhetorischen Gliederung in sechs Abschnitte zu zerteilen. Da so verdienstvolle Leute wie Alfred Dürr oder Christoph Wolff dies nicht versucht haben, werden sie polemisch abgeurteilt. So etwas erhöht nicht den eigenen Argumentationswert. Letztlich dürften die entscheidenden Unterschiede der Analysen darin zu sehen sein, dass Dürr und Wolff sich in kluger Selbstbeschränkung auf das Faktische und Nachvollziehbare beschränken.

Dass Peters „Analysemethoden“ ausgesprochen subjektiv ist

und häufig mit Schlussfolgerungen operiert, die an den Haaren herbeigezogen zu sein scheinen, klingt immerhin manchmal im Text durch: So bezeichnet er selber seine Analyse als „analytische Interpretation, die sich auf ein diskursives Vorgehen Bachs beruft und auf diese Weise versucht, die Fuge im Sinn der römischen Oratorie zum ‚Sprechen‘ zu bringen ...“ (S. 98). Der bei einer Parallelsetzung von oratorischer und musikalischer Rhetorik problematischste „Redeteil“ ist zweifellos die Confutatio, in der irrije Meinungen widerlegt werden sollen (wie soll das musikalisch funktionieren?). Peters versucht sich mit interpretatorischen Klimmzügen, die stark an die Argumentationen der Zahlenkabbalisten unter den Analytikern erinnern. Ähnlich unwissenschaftliche Hypothesen finden sich im Kapitel „außermusikalische Bedeutung“.

Auch im Kapitel „Die Rede über die Synkope“, das grund-

sätzlichere Ausführungen hätte erwarten lassen als es einlöst, bewegt sich der Leser ohne Netz und Boden. Zumindest mir ist bei der Lektüre dieser gut 70 Seiten verborgen ge-

blieben, warum Frobergers Fantasia und nicht etwa sein über das gleiche Thema gebautes Ricercar Bachs Vorlage für BWV 878 gewesen sein muss; denn eigentlich hätte – nach Peters – jede gut gemachte Komposition den rhetorischen Teilen zu folgen. Die emphatische und missionarische Sprache des Büchleins tut das Ihrige dazu, um zahlreiche Fragezeichen an den Rand zu schreiben.

Reinmar Emans

Manfred Peters, Johann Sebastian Bach. Was heißt „Klang=Rede“? (= Musik-Konzepte 119), edition text + kritik, München 2003. 138 S., 16,- Euro

Hör-Spiel

Bücher sind manchmal wie Rotwein: Je länger man ihm Zeit zur Entfaltung gibt, desto besser wird er. Und ganz ähnlich geht es einem mit der 116. Folge der Musik-Konzepte. „Haydns Streichquartette. Eine moderne Gattung“ wird auf dem Cover versprochen. Aber noch auf Seite 14 glaubt man, im falschen Buch zu sein. Der Beginn von Thomas Seedorfs Artikel zeigt, wie sehr sich Vokal- und Instrumentalmusik im Zeitalter der Aufklärung beeinflussten – um Haydns Streichquartette geht es nicht einmal am Rande. Danach folgen tatsächlich einige Quartett-Beispiele aus Kompositionen des Rohrauers: Das Menuett aus op. 20/2 ist für Seedorf ein „beinahe schwereloser Ge-

sang“, dasjenige aus op. 33/3 „ein Männerchor in tiefer Lage“. Man holt die betreffende CD, kann alles durchaus nachvollziehen und begreift dennoch nicht, worauf es hinauslaufen soll. Erst gegen Ende wird klar: Die Ausnahmestellung von Haydns Streichquartetten hat unter anderem damit zu tun, dass Idiome der Vokalmusik für Instrumentalensemble adaptiert werden.

Was für Seedorfs Artikel gilt, ist auf das ganze Buch übertragbar: Es gilt, Durststrecken zu überwinden. Nichts gegen Keith Falconer, der endlich ein Thema

aufgreift, das bislang eher vernachlässigt wurde: Haydns Arbeitsweise. Im Gegensatz zur vorherigen Komponisten-Generation stand bei ihm der Entwurf ausgeklügelter

Formschemata am Anfang. Darüber hinaus erfährt man leider nicht allzu viel. Die betreffenden Quellen sind aber auch recht spärlich. Dazu kommen gut gemeinte Plattitüden wie: „Der künstlerische Schaffensprozess ist weitaus mehr als ein Verfahren, das durch Zufall oder Ausprobieren zustande kommt.“

Dass man das schmale Bändchen gleichwohl mit einem po-

sitiven Gefühl zur Seite legt, ist das Verdienst von Markus Bandur. Sein Artikel wirft neues Licht auf die sechs Werke op. 33: Nicht wegen ihrer oft beschworenen Klassizität seien sie so beliebt. Entscheidender ist, wie intelligent sie mit den Erwartungen von Hörern und Musikern spielen. Doch Vorsicht: Bandur analysiert den Kopfsatz aus dem h-Moll-Quartett so brillant, dass man das Stück nach der Lektüre hört wie neu.

Oliver Wazola

Heinz-Klaus Metzger, Rainer Riehn (Hg.): Haydns Streichquartette. Eine moderne Gattung (Musik-Konzepte 116), edition text + kritik, München 2002, 84 S., 12,- Euro



Der Klang-Macher

Er ist nicht der erste Klaviertechniker, der ein Buch schreibt. Franz Mohr, ehemaliger Chef-Konzerttechniker von Steinway & Sons und als der Stimmer von Horowitz berühmt geworden, hat bereits in zwei Bänden seine Erinnerungen niedergeschrieben. Nun also Ernst C. Kochsiek.

Letzterer war rund 30 Jahre Klaviertechniker des Hessischen Rundfunks in Frankfurt. Da er zudem auch die Instrumente in der Alten Oper betreute, besaß Kochsiek in Frankfurt fast so etwas wie ein Monopol. Seit Jahrzehnten arbeitet er mit allen bedeutenden Pianisten unserer Tage zusammen. Allein für Alfred Brendel hat er seit 1974 rund 30 Mal das Instrument gestimmt und intoniert. Als Künstlerischer Leiter der Festburg-Konzerte betreut Kochsiek bis heute den mittlerweile zum Inventar der Kirche gehörenden Bösendorfer – übrigens auch bei vielen Aufnahmen, die Künstler wie das Abegg-Trio und Evgeni Koroliov immer wieder nach Frankfurt führen.

Nun – nach seiner Pensionierung beim Rundfunk – hat er also seine Erinnerungen zu Papier gebracht. Sie lesen sich ausgesprochen kurzweilig. Selbst Geschichten wie dem tragischen Ende seiner Klavierlehrerin gewinnt Kochsiek noch Pointen ab. Dass er in seiner Biographie immer wieder auch Fehler zugibt, macht ihn sympathisch und erhöht die Glaubwürdigkeit seiner Ausführungen. Horowitz, Uchida, Argerich, Gelber, Pollini, Solti, Levine und das Ensemble Modern werden in eigenen kleinen Kapiteln abgehandelt.

Nett ist auch jene Episode, die Sviatoslav Richters unbefangenen Umgang mit Instrumenten beschreibt: Richter habe vor einem Beethoven-Sonaten-Abend den bereitgestellten Flügel gar nicht angespielt, weil er Überraschungsliebe.



Etwas größeren Raum nimmt die Zusammenarbeit mit Brendel ein, der in der Szene durchaus als äußerst anspruchsvoller und schwieriger Kunde bekannt ist. „Der Aufwand, den Brendel treibt, um eine gleichmäßige Intonation zu bekommen, ist enorm“, stellt so auch Kochsiek fest. Brendel brauche mit seinem harten Anschlag einen sehr weich intonierten Flügel, während Buchbinder beispielsweise aufgrund seines weicheren Anschlags ein brillanteres, „lauteres“ Instrument vorziehe. Kochsiek bestätigt indirekt auch die „Legende“ vom so genannten Brendel-Flügel, der heutzutage in vielen Konzerthallen stehen soll. Denn ein Flügel, an dem „Sir Alfred am Werk war“ und seine „Intonations-Exzesse“ getrieben habe, werde von keinem anderen Pianisten akzeptiert, den könne man einige Zeit nur für Liederabende oder Kammermusik verwenden. So mischt sich bei Kochsiefs Erzählungen auf 72 Seiten Anekdotisches mit Informativem. Auf den letzten Seiten seines Buches kommt er schließlich auf die Theorie des Stimmens und auf seine Stimmung zu sprechen. Anschaulich wird das Erklärte durch die beiliegende CD-Rom. Auf dieser findet sich neben einigen Klangbeispielen auch ein Video, in dem Kochsiek seine Arbeit am Instrument erläutert.

Dass das lesenswerte Buch schlecht lektoriert ist, soll nicht verschwiegen sein. Zig Flüchtigkeitsfehler sind leider übersehen worden.

Gregor Willmes

Ernst C. Kochsiek:
Konzertstimmungen –
Erlebnisse und Begegnungen
mit berühmten Pianisten.
Verlag Erwin Bochinsky,
Frankfurt a. M. 2002, 87 S. und
CD, 54,- Euro

TRADITION und GEGENWART



John Rutter
REQUIEM

Ein leuchtendes choralen Meisterwerk der Gegenwart
in der Tradition der katholischen Liturgie **8.557130**



Arvo Pärt
PASSIO

Meditativ-spirituelle Innigkeit in einer zeitlosen
Komposition nach Texten der Johannes-Passion
Robert Macdonald, Mark Anderson, Ensemble Tonus Peregrinus
Leitung: Antony Pitts **8.555860**



J. S. Bach
JOHANNES-PASSION

Sternstunde in der Aufführungstradition der Bach-Zeit:
deutsch gesungen, mit Solisten und Knabenstimmen,
auf authentischem Instrumentarium. Mit: James Gilchrist, John
Bernays, Eamonn Dougan, Joe Littlewood, James Bowman,
The Choir of New College Oxford, Collegium Novum,
Leitung: Edward Higginbottom **8.557296-97**

JETZT IM FACHHANDEL

Mehr Informationen: NAXOS Deutschland GmbH
Wienburgstraße 171 a · 48147 Münster
E-Mail: info@naxos.de

www.naxos.de



Einige Scheiben Dichter

Text und Ton gehen oft interessante bis skurrile Verbindungen ein. Die intensivste Wirkung haben beide, wenn man von einer harmonischen Synthese sprechen kann – wie bei den hier vorgestellten Hörbüchern.

Viel lernen, und nachher viel wissen, das ist keine Kunst. Ich habe nichts gelernt, und weiß doch eine Menge, da kann man von Kunst reden!“ Soweit der Wiener Dichter über „wahre“ Kunst auf der CD „Musik & Sprache – Sprache & Musik“. Aphorismen und kurze Szenen von Johann Nestroy wechseln sich ab mit Walzern und Polkas von Joseph Lanner. Dass es dabei sowohl musikalisch als auch sprachlich fast deftig zugeht, liegt auf der Hand. Das Michael Starch Ensemble taucht mit Lanners Musik tief in die Wiener Vormärzzeit hinein. Das Ganze ist ein Live-Mitschnitt eines Lanner- und Nestroy-Abends im Florisdorfer Theater – voller Lust am Leben, für die auch die Sprecher Julia Stemberger und Otto Brusatti zuständig sind – und natürlich die Walzer von Lanner.

Wesentlich gesitteter und fein-poetischer geht's zu auf der CD „Was ist die Welt?“. Eine Anthologie, die die Lücken der ausgesuchten Poeme, wenn sie so gar nicht zusammen passen wollen, mit Musik von Max Reger füllt. Allerdings trifft da einiges hart aufeinander: Hoffmannsthal auf Mühsam, Nietzsche auf Hesse, Ringelnatz auf Gottfried Benn. Das Schöne daran: Die Auswahl der Autoren entspricht durchaus einem klassischen Kanon der Moderne. Die gelesenen Gedichte dagegen sind oft gar nicht so typisch für den jeweiligen Dichter. Keine Alles-schon-gehört-

Medien. Dieser Sampler ist ein Hörspiel, ist eine Aneinanderreihung von Szenen, die immer wieder um die ganz großen und grandiosen des deutschen literarischen Lebens kreisen, ist lakonisches Beispiel der avantgardistischen Medialkunst dieses jungen Braven. Ab und zu ist Schmunzeln darüber erlaubt, dass Manfred Krug oder Karasek oder Reich-Ranicki in Texte, die Szenen aus ihrem Leben erzählen, z. T. auch selbst sprechen durften. Die Honoratioren zitieren sich quasi selbst. Ansonsten gewollt, aber wenig Provokantes freundlich auf die nicht zu giftige Schippe genommen. Wer hier etwas anderes erwartet, ist wohl selbst schuld. Da geht es um Antisemitismus, um die noch nicht trocken geföhnte Hose von Helmut Karasek, um Krugs Witze über die Bildseite ... und alles ist so lapidar nett nebeneinander erzählt, so klassisch zur tonalen Kunst der Postmoderne zu zählen, dass man die drei Scheiben auch gut und gerne wie das Fernsehprogramm nebenher laufen lassen kann.

Ab und zu eine Sentenz oder eines der eingestreuten, fast zufälligen Zitate aufnehmen, aber nicht bei der Stange bleiben, denn die sucht man hierbei sicher vergebens.

Diese Art von Hör-Konsum bietet sich bei der von Walter Sittler gesprochenen CD „In Freundschaft“ keinesfalls an: Ganz klar am Thema entlang arbeitet der Leser sich durch diese Thematik. Was findet man bei Heine zu diesem Thema, was fiel Hesse dazu ein? Gibt es Humoristisches von Busch? Die Recherchen waren erfolgreich, geradezu eine Anthologie der Freundschaft von Goethe bis Eugen Roth findet sich auf dieser Scheibe, und schließlich wird sogar – vielleicht nur einer gewissen Vollständigkeit halber – von Reinhard Mey den Freunden eine gute Nacht gewünscht. Auch die Musik zwischen den Lesungen beschäftigt sich nur mit diesem Motiv, und auch hier geht es weitgehend kunterbunt zur Sache: Beethoven, Grieg, Tschaikowsky, die meist ruhi-



gen Musikstücke harmonieren gut mit der Lesestimme Sittlers, der sich des Themas allerdings etwas unpräzise annimmt.

Sehr besinnlich wird es mit der CD „Denn es will Abend werden ...“. Das liegt nicht nur am Thema und seiner fast vorsichtigen Aufnahme: Die sonoren Rezitationen von Martin Fogt werden verbunden und zeitweise auch untermalt von der sacht gespielten Harfe Silke Aichhorns, und es entsteht ein Klangteppich, der manchmal die Bedeutung der Texte fast überdeckt. Dabei ist die Auswahl aus Prosastücken und Gedichten zum Thema durchaus überzeugend. Die Todesfreundschaft eines Mozart und die Agnostik Eugene Ionescos finden tatsächlich zusammen wie Sarah Kirsch und – kaum zu glauben – Kurt Tucholsky. Interessant ist auch das Booklet; neben allen gesprochenen Texten und Angaben zu den Künstlern findet man auf der letzten Seite eine Anzeige: Die Feuerbestattung Südbayern wirbt für die „würdige Alternative“. Warum auch nicht? Ist ja ganz im Thema.

Georg Bleicher

Stuckrad-Barre liest sein „Deutsches Theater“

Lesungen also. „Was ist die Welt?“ regt dementsprechend durchaus an, aufmerksam zuzuhören und die Pause-Taste nach jedem Text zu drücken. Oder zumindest nachdenklich in das nächste der acht Reger-Klavierstücke, gespielt von Maria Bergmann, zu versinken. Die sind differenziert und übrigens zum Glück für die CD nicht nach Bekanntheitsgrad ausgewählt.

Im Hintergrund steht die Musik auf den drei CDs „Deutsches Theater“ von Benjamin Stuckrad-Barre. Wen wundert's, hat das literarische Show-Wunder der späten 1990er Jahre doch grundsätzlich wenig Lust, sich selbst hinter der ersten Reihe zu sehen. Zwar geht es ab und zu um die Musikbranche, meist aber doch allgemein um die

Musik & Sprache – Sprache und Musik; ORF/Liebermann CD 290

Was ist die Welt, Gedichte 1880-1930; Deutsche Grammophon ISBN 3-8291-1261-0

Deutsches Theater; RoofMusic 3 CD ISBN 3-936168-13-8

In Freundschaft; Gedichte und Melodien; Kreuz CD 2043

Denn es will Abend werden ... Reflexionen zu Abschied und Ewigkeit; Cantate/Klassik Center CD 58017

Raddampfer und Almziegen

Manche Klassiker der Kinderliteratur waren ursprünglich nicht für diese Klientel gedacht. Die neuen Angebote des Hörbuchmarktes sprechen daher eine breite Zielgruppe an.

Schlagfertigkeit ist etwas, auf das man erst 24 Stunden später kommt", sagte Mark Twain einmal. Vielleicht erfand er deshalb Tom Sawyer und Huckleberry Finn, die das genau 23 Stunden und 59 Sekunden schneller schaffen. Frech sind sie beide, mutig, aufrichtig und stets bereit, mit Konventionen zu brechen. Und sie wohnen am Mississippi, den Samuel Langhorn Clements als Matrose eines Raddampfers einst selbst befahren hat. Damals legte sich Clements das Pseudonym Mark Twain zu, was in der Flussschiffersprache so viel wie zwei Faden Wassertiefe, die nächstfolgende Maßeinheit von „mark one“ bedeutet. Damals begründete er auch sein Credo für die Freiheit, das alle seine Bücher, Satire oder Abenteuer, fortan prägen sollte. Die Ausreißer und Notlügner Tom und Huck wurden zu Identifikationsfiguren ganzer Generationen emanzipierter Jugendlicher, denn sie haben bessere Herzen als manche Spießer und Gauner, die unsere Welt bevölkern. Dass der Theater- und Filmregisseur Leander Haußmann ausgerechnet „Tom Sawyer“ eingelesen hat, ist vielleicht ein Bekenntnis des einstigen „jungen Wilden“ zu dieser Art von Unabhängigkeit. Zur Aufnahme begab er sich nicht etwa in ein steriles Studio, sondern setzte sich in seiner Berliner Privatwohnung gemütlich vors Mikro. Und eigentlich rezitiert er auch nicht, sondern

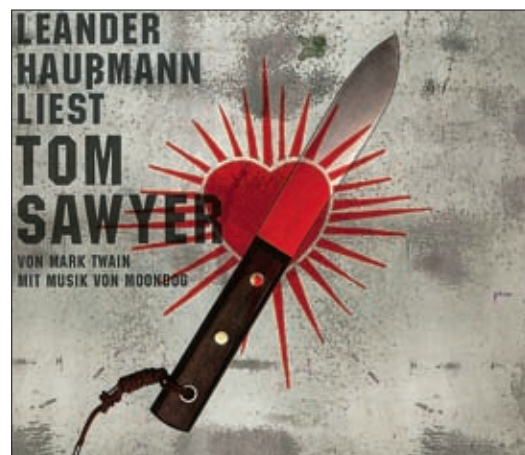
Die Musik liefern Hank Shizzoe und Moondog

spielt die Figuren wie Bühnenrollen. Dazu erklingt Musik von Moondog, einer Ikone amerikanischer Neuer Musik. Seine elegischen Saxophonstücke erklären das Sawyer-Sujet auf ihre Art und korrespondieren mit der Sprache des ursprünglich nicht für Kinder gedachten Abenteuer-Krimis hervorragend. Die über vier Stunden lange Lesung in der anspruchsvollen Übersetzung Sonja Hartls ist mit gutem Gewissen allerdings erst für Kinder ab zwölf Jahren zu empfehlen.

Ein weit jüngeres Publikum spricht das Hörspiel „Huckleberry Finns Abenteuer“ an, das Robert Schoen geschrieben und beim SWR zu einer passablen, aber nicht durchweg gelungenen Inszenierung ge-

bracht hat. Im Kontrast zu den plastischen Spielszenen, in denen Finns saufender Vater erbarmungslos auf seinen Sohn einprügelt, der daraufhin flieht und mit dem ebenfalls verfolgten Sklaven Jim auf eine verschlagene Gaunerbande stößt, schafft Marc Hosemann in der Rolle des Finn und Ich-Erzählers eine unangenehme Unruhe. Er soll flapsig klingen, kommt aber bei seinen gehetzten Lesepassagen wie ein Schüler rüber, der vor versammelter Klasse vom Blatt liest. Schoen baut zuweilen falsches Deutsch ein, um Twains mit zahlreichen Slang-Elementen gespickte Sprache auch im Deutschen zu spiegeln. Großartig besetzt ist die Rolle des weinerlichen Hochstaplers Herzog, dessen Gewaltbereitschaft und rücksichtslosen Narzissmus kaum jemand besser darstellen kann als Martin Semmelrogge. Ein Meisterstück der Dialogkunst liefert außerdem Gerlach Fiedler, wenn er sich von Huck unfreiwillig in die Rolle eines Lebensretters stoßen lässt. Hank Shizzoes zwischen Blues, Gospel und Country schwankende Songs unterbrechen die knappen Szenen und erweisen sich durchweg als Stimmungsmotor und passendes Lokalkolorit.

Die kultivierte Lüge, mit der sich Huck Finn durchs Leben schlägt, kommt dem Alpenmädchen Heidi dagegen nicht über die Lippen. Viel ist aus diesem Sujet der Schweizer Autorin Johanna Spyri gemacht worden, weil es sich zur Darstellung kindlicher Unschuld, Sehnsucht und Heimatverbundenheit doch so glänzend eignet. Kaum eine Adaption aber hat die Geschichte mit all ihren Nebenhandlungen je komplett dargestellt, so dass Verena von Kerssenbrocks Lesung des zweiten Bandes, „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat“, in ungekürzter Originalfassung nun doch willkommen erscheint. Ob die weitschweifigen Personencharakterisierungen und die Sprache des 19. Jahrhunderts für Kinder ein Genuss sind, darf mit Recht bezweifelt werden. Sollten sich kindliche Ohren dennoch einmal in diesen Klassiker verirren, müsste ein Erwachsener auch erklären, warum die Protagonistin ausschließlich als Neutrum, nämlich als „das Heidi“ bezeichnet wird. Hell und frisch ist Kerssenbrocks Haltung, unfreiwillig komisch aber auch, wenn sie „auf der Alm“ Schwyzerdütsch zu sprechen



versucht. Die Kunst der Rezitation ist eben auch immer eine Kunst der Dosierung.

Und die beherrscht ganz bewundernswert Rufus Beck, der sich für den Hörverlag zwar keines Kinderklassikers, dafür aber eines Klassikers für Kinder angenommen hat. Die unverwüstliche Geschichte vom ungehorsamen Zauberlehrling erzählt er gleich zweimal: in der unterhaltsamen Prosa Barbara Hazens und in der Balladenversion unseres Dichterfürsten. Fast musikalisch gelingen ihm das Heben und Senken seiner Stimme, das plötzliche Accelerando und die klug gesetzten Pausen.

Zaubern wie der naive Schüler kann auch der Flaschenteufel. Mit ihm allerdings hat es eine schreckliche Bewandnis. Wer ihn mit seinem gläsernen Gefängnis von seinem Vorbesitzer kauft, kann sich wünschen, was er will, ist damit aber dem Teufel verschrieben. Die Geschichte, die Stevenson hier auf Hawaii spielen lässt, beruht auf einem alten Märchen, das schon Clemens von Brentano erzählt hat. Dieter Scharfenberg hat das packende Sujet bereits 1969 zu einem Hörspiel umgearbeitet und leitet sein Sprecherensemble mit ruhiger Hand. Immer enger schnürt sich die Schlinge um Keawes Hals, der das Fläschchen zwar längst losgeworden ist, es aber doch wieder kaufen muss, um das Wertvollste dieser Welt, seine Liebe, zu retten.

Helmut Peters

Twain, Tom Sawyer; RoofMusic ISBN 3-936186-11-1

Twain, Huckleberry Finns Abenteuer; Hörverlag ISBN 3-89940-099-2

Spyri, Heidi kann brauchen, was es gelernt hat; Naxos ISBN 3-89816-102-1

Goethe, Der Zauberlehrling; Hörverlag ISBN 3-89940-052-6

Stevenson, Der Flaschenteufel; Random House ISBN 3-89830-382-9